# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 3. Posen, den 4. Januar 1928. 2. Jahrg.



# Der Seewolf.

Von Jack London.

25. Fortsetzung. 

Nach einigen Minuten waren wir mit dem Verladen fertig, und ich ließ das Boot zu Wasser. Als ich Maud über die Reling half und ihren Körper dicht an dem meinen fühlte, konnte ich nur mit Mühe den Ruf „Ich liebe Sie! Ich liebe Sie!" unterdrücken. Wirklich: Humphrey van Weyden ist verliebt, dachte ich, als ich sie ins Boot hob und ihre Finger sich um die meinen klammerten. Ich hielt mich mit der einen Hand an der Reling fest und stützte sie mit der andern, und mich durchzuckte einen Augenblick ein Gefühl von Stolz. Ich besaß Kräfte, wie ich sie noch vor wenigen Monaten nicht gehabt hatte.

Das Boot hob sich auf einer Woge, Mauds Füße berührten den Boden, und ich ließ ihre Hände los. Dann warf ich die Takel los und sprang ihr nach. Ich legte die Riemen aus und bekam mit großer Anstrengung das Boot klar von der „Ghost". Dann versuchte ich das Segel zu setzen. Ich hatte beobachtet, wie die Bootssteuerer und Jäger ihre Sprietsegel setzten, aber es war doch mein erster Versuch. Ich brauchte zwanzig Minuten, um zu machen, was sie in vielleicht zweien schafften, aber schließlich war es getan und, die Ruderpinne in der Hand, ging ich in den Wind.

„Dort liegt Japan," bemerkte ich, „gerade vor uns."

„Humphrey van Weyden, Sie sind ein mutiger Mann!" sagte sie.

„Nein," antwortete ich, „aber Sie sind eine mutige Frau."

Wie auf eine gemeinsame Eingebung wandten wir den Kopf, um noch einen letzten Blick auf die „Ghost" zu werfen. Ihre Segel schimmerten undeutlich in der Nacht, dann entschwanden sie unseren Blicken, und wir waren allein auf dem dunklen Meer.

*

Grau und frostig brach der Tag an. Das Boot lag scharf an dem frischen Winde, und der Kompaß zeigte, daß wir genau den Kurs nahmen, der uns nach Japan führte. Trotz der Fausthandschuhe waren meine Finger kalt und klamm vom Halten des Steuerruders. Meine Füße brannten vor Frost, und ich hoffte nur, daß die Sonne scheinen sollte.

Vor mir, auf dem Boden des Bootes, lag Maud. Sie wenigstens war warm, denn sie war in dicke Decken eingehüllt. Die oberste hatte ich ihr übers Gesicht gezogen, um sie vor der Nachtkälte zu beschützen, und ich konnte nichts von ihr sehen als die unbestimmten Umrisse ihrer Gestalt und ihr hellbraunes Haar, das, mit Tautropfen wie mit Juwelen besät, unter der Decke hervorlugte.

Lange blickte ich auf sie, wie ein Mann das betrachtet, das ihm das Teuerste auf der Welt ist. So hartnäckig war mein Blick, daß sie sich schließlich unter den Decken regte, der oberste Zipfel wurde zurückgeschlagen, und sie lächelte mich mit Augen an, die noch schwer vom Schlafe waren.

„Guten Morgen, Herr van Weyden," sagte sie. „Haben Sie schon Land gesichtet?"

„Nein," antwortete ich, „aber wir nähern uns ihm mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen die Stunde."

Sie blickte mich erschrocken an.

„Aber das sind ja hundertvierundvierzig Meilen in vierundzwanzig Stunden," fügte ich beruhigend hinzu. Ihre Züge erhellten sich. „Und wie weit ist es?"

„In dieser Richtung liegt Sibirien," sagte ich und wies nach Westen. „Aber etwa sechshundert Meilen westwärts liegt Japan. Wenn der Wind anhält, werden wir es in fünf Tagen schaffen."

„Und wenn Sturm kommt? Dann kann sich das Boot wohl nicht halten?"

Sie hatte eine eigene Art, einem in die Augen zu blicken und die Wahrheit zu fordern, und so blickte sie mich auch jetzt an, als sie die Frage stellte.

„Dann müßte es schon sehr stürmen," sagte ich zögernd.

„Und wenn es sehr stürmt?"

Ich nickte. „Aber es kann auch jederzeit geschehen, daß wir von einem Robbenschoner aufgenommen werden. Dieser Teil des Ozeans wird sehr viel von ihnen befahren."

„Gott, Sie sind ja ganz durchfroren!" rief sie aus. „Sie zittern ja. Sagen Sie nicht nein: Sie zittern. Und ich lag hier warm und sicher wie in Abrahams Schoß!"

„Ich kann nicht einsehen, was es an der Sache geändert hätte, wenn Sie auch durchfroren wären," lachte ich.

„Ich werde es ja doch, sobald ich steuern gelernt habe, was ja hoffentlich bald der Fall sein wird."

Sie setzte sich auf und begann, ihre einfache Toilette zu machen. Sie schüttelte ihr Haar auf, daß es ihr in einer braunen Wolke um Gesicht und Schultern fiel. Ihr herrliches, braunes Haar! Ich hätte es küssen, es durch meine Finger gleiten lassen, mein Gesicht darin vergraben mögen! Wie verzaubert starrte ich sie an und vergaß das Ruder, bis das Boot in den Wind lief und das flatternde Segel mich an meine Pflicht mahnte.

„Warum tragen die Frauen ihr Haar nicht immer offen?" fragte ich. „Es ist doch viel schöner."

„Wenn es nicht so schrecklich unordentlich würde!" lachte sie. „Schauen Sie, jetzt habe ich eine von meinen kostbaren Haarnadeln verloren!"

Wieder vernachlässigte ich das Boot, so groß war mein Entzücken an jeder ihrer Bewegungen, als sie jetzt die Nadel zwischen all den Decken suchte. Ich war überrascht und froh, als ich sah, wie weiblich sie war, denn in meiner Vorstellung hatte ich fast ein unnahbares Wesen aus ihr gemacht. So begrüßte ich denn mit Freuden die kleinen Züge, die sie doch alles in allem als echtes Weib offenbarten, wie zum Beispiel die Kopfbewegung, mit der sie die Wolke ihres Haares zurückwarf, und das Suchen nach der Haarnadel.

Mit einem reizenden kleinen Schrei fand sie die Nadel, und ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder dem Steuerruder zu. Ich versuchte, das Ruder mit Hilfe

eines Kerls festzumachen, und das Boot hielt seinen Kurs ganz gut ohne meine Hilfe. Nur gelegentlich kam es zu dicht an den Wind oder fiel etwas ab, aber jedesmal richtete es sich von selber wieder auf und benahm sich überhaupt recht befriedigend.

„Und nun wollen wir frühstücken," sagte ich. „Zunächst aber müssen Sie sich etwas wärmer kleiden." Ich suchte ein neues Hemd hervor, das aus demselben Stoff wie die Decken gemacht war. Ich kannte das Gewebe und wußte, daß es wasserdicht war und selbst bei stundenlangem Regen keine Feuchtigkeit durchließ. Als sie es übergestreift hatte, vertauschte ich ihre Knabenmütze gegen eine Männerkappe, die groß genug war, ihr Haar zu bedecken, und die, wenn die Klappen heruntergeschlagen wurden, ihr ganz über Ohren und Hals ging. Die Wirkung war bezaubernd. Nichts vermochte das köstliche Oval, die fast klassischen Linien, die wie mit dem Pinsel gezogenen Brauen, die großen braunen Augen mit ihrem klaren, ruhigen Blick zu zerstören.

Ein etwas stärkerer Stoß traf uns, als wir gerade einen Wogenkamm passierten. Das Boot legte sich soviel über, daß der Rand der Reling die Oberfläche streifte und wir etwa eine Pütze Wasser übernahmen. Ich war gerade dabei, eine Dose mit Zunge zu öffnen. Ich ließ sie fallen, sprang an die Schoot und warf sie gerade noch im rechten Augenblick hinüber. Das Segel schlug und flatterte, und das Boot kam klar. Wenige Minuten später hatte ich es wieder in den Kurs gebracht und konnte die Vorbereitungen zum Frühstück wieder aufnehmen.

„Es funktioniert, wie es scheint, sehr gut, wenn ich auch in seemännischen Fragen nicht sehr erfahren bin," sagte sie und nickte beifällig mit dem Kopfe nach meiner Steuervorrichtung.

„Aber es geht nur, solange wir mit dem Winde segeln," erklärte ich. „Wenn wir den Wind dwars haben oder kreuzen müssen, muß ich doch steuern."

„Ich muß gestehen, daß mir Ihre technischen Ausdrücke fremd sind," sagte sie. „Aber ich verstehe Ihre Schlußfolgerung und bin nicht gerade froh darüber. Sie können doch nicht ununterbrochen Tag und Nacht steuern. Sie werden mir also nach dem Frühstück meine erste Unterrichtsstunde erteilen. Und dann werden Sie sich hinlegen und schlafen. Wir werden Wachen bilden wie auf einem Schiff. Und nun das Frühstück! Die Luft macht hungrig!"

„Kaffee gibt es nicht!" sagte ich bedauernd und reichte ihr mit Butter bestrichenen Zwieback und eine Scheibe Zunge. „Und es wird keinen Tee, keine Suppe und überhaupt nichts Warmes geben, bis wir irgendwo an Land gekommen sind."

Nach einem einfachen Frühstück, das durch eine Tasse kalten Wassers gekrönt wurde, erhielt Maud ihre erste Unterrichtsstunde im Steuern. Während ich sie unterwies, lernte ich selbst ein gut Teil; ich wandte die Kenntnisse an, die ich mir durch das Segeln der „Ghost" und das Beobachten der Bootssteuerer angeeignet hatte. Maud war eine gelehrige Schülerin und lernte bald, den Kurs zu halten, vor den Windstößen zu luven und im Notfall die Schoot hinüberzuwerfen.

Als sie von der Arbeit offenbar müde war, überließ sie mir wieder das Ruder. Ich hatte die Decken zusammengelegt, aber sie breitete sie jetzt wieder auf dem Boden aus. Als das geschehen war, sagte sie:

„So, Käptn, jetzt gehen Sie in die Koje. Und Sie werden bis zum zweiten Frühstück schlafen — bis zum Mittagessen," verbesserte sie sich, indem sie an die Zeiteinteilung auf der „Ghost" dachte.

Was sollte ich tun? Sie bestand darauf und sagte: „Bitte, bitte!", worauf ich ihr das Ruder überließ und gehorchte. Ich hatte ein wundersames Gefühl, als ich in das Bett kroch, das sie mir bereitet hatte. Die Ruhe und Selbstbeherrschung, die einen so bedeutsamen Teil ihres Wesens ausmachten, schienen sich den Decken mitgeteilt zu haben. Ich sank in eine sanfte Schläfrigkeit und Zufriedenheit. Das feine Oval mit den braunen Augen in dem Rahmen der Fischermütze wiegte sich vor dem Hintergrund bald grauer Wolken und bald grauer Wogen.

Ich sah auf meine Uhr. Ich hatte sieben Stunden geschlafen. Und sie hatte sieben gesteuert! Als ich das Ruder nahm, mußte ich ihr die gekrampften Finger öffnen. All ihr bißchen Kraft war erschöpft, und sie war nicht einmal imstande, sich von ihrem Platz zu bewegen. Ich mußte die „Schoot" fahren lassen, um ihr in das warme Nest von Decken zu helfen, und ihre Hände und Arme zu reiben.

„Ich bin so müde!" sagte sie; ihr Atem ging schnell und sie ließ ihren Kopf mit einem Seufzer sinken.

Aber im nächsten Augenblick richtete sie sich wieder auf. „Jetzt schelten Sie aber nicht, wagen Sie nicht zu schelten," rief sie mit lustigem Trotz.

„Ich hoffe, daß ich kein böses Gesicht mache," sagte ich ernst, „denn ich versichere Ihnen, daß ich nicht im geringsten ärgerlich bin."

„Nein," meinte sie nachdenklich. „Es sieht nur vorwurfsvoll aus."

„Dann ist es ein ehrliches Gesicht und drückt nur aus, was ich fühle. Sie haben unrecht sowohl gegen sich selbst wie gegen mich gehandelt. Wie soll ich in Zukunft Vertrauen zu Ihnen haben?"

Sie sah ganz reuevoll aus. „Ich werde brav sein," sagte sie wie ein unartiges Kind. „Ich verspreche — —"

„Zu gehorchen, wie ein Matrose seinem Kapitän gehorcht?"

„Ja," sagte sie. „Es war dumm von mir, ich weiß."

„Dann müssen Sie mir etwas versprechen," meinte ich.

„Gern."

„Sie dürfen nicht zu oft „Bitte, bitte!" sagen, denn sonst untergraben Sie meine Autorität."

Sie lachte belustigt. Auch sie hatte die Macht ihres „Bitte, bitte!" bemerkt.

„Das Wort ist schön — —" begann ich.

„Aber ich darf es nicht ausnutzen," unterbrach sie mich.

Dann lachte sie müde und ließ den Kopf wieder zurücksinken. Ich überließ das Ruder sich selbst, um ihre Füße in die Decken zu wickeln, und ihr einen Zipfel über das Gesicht zu ziehen. Ach! sie war nicht kräftig! Ich sah mit Besorgnis nach Südwest und dachte an die sechshundert Meilen, die mit ihrer Mühsal vor uns lagen —, ach, wenn es nur nichts Schlimmeres als Mühsal werden sollte. Auf diesem Meere konnte jederzeit ein vernichtender Sturm aufkommen. Und doch fürchtete ich mich nicht. „Es muß gut gehen, es muß gut gehen!" — Das wiederholte ich mir immer wieder.

Am Nachmittag frischte der Wind wieder auf, die See wurde unruhiger und stellte mich und das Boot auf eine harte Probe.

Die Sonne war den ganzen Tag nicht zum Vorschein gekommen, und es war bitterkalt gewesen, so daß Maud und ich mit Fausthandschuhen Abendbrot aßen, und ich am Ruder blieb und nur hin und wieder zwischen den Windstößen einen Bissen zu mir nahm.

Inzwischen war es ganz dunkel geworden, Wind und Wogen wurden zuviel für das kleine Fahrzeug, und so holte ich das Segel ein und versuchte, einen Seeanker zu machen. Ich hatte diese Kunst durch Gespräche mit den Jägern erfahren, und es war eine ganz einfache Sache. Ich legte das Segel zusammen, surrte es gehörig an Mast, Baum, Spriet und zwei Paar Reserveriemen fest und warf es über Bord. Eine Leine verband es mit dem Bug, und da es tief im Wasser lag und dem Winde keinen Widerstand bot, trieb es langsamer als das Boot. Infolgedessen hielt es den Bug in See und Wind — die sicherste Lage, um sich gegen das Kentern zu schützen, wenn Sturzseen kamen.

(Fortsetzung folgt.)

# Kirdjali.

Von Alexander Puschkin.

Kirdjali versetzte mit seinen Raubtaten die ganze Moldau in Schrecken. Um von ihm einen Begriff zu geben: Eines Nachts überfielen er und der Arnaut Michalaki ein Dorf. Sie zündeten es an beiden Enden an und sprangen von Hütte zu Hütte. Kirdjali mordete, und Michalaki schleppte die Beute. Beide schrien: „Kirdjali! Kirdjali!“ Das ganze Dorf stob auseinander.

Er schloß sich dem Griechen-Aufstand von 1821 an und nahm an der traurig berühmten Schlacht bei Skuljani teil. Stellen Sie sich 700 Arnauten, Albaner, Griechen, Bulgaren und jegliches Pack vor, das keine Ahnung vom Kriegführen hat und sich angesichts von 15 000 Mann türkischer Kavallerie an das Pruth-Ufer, die russische Grenze zurückzieht. Ihre ganze Artillerie bestand aus zwei winzigen Kanönchen, mit denen der Gospodar von Jassy während seiner Bankette die Salute hatte feuern lassen.

Die Türken hätten gerne kartäscht, wagten dies aber nicht aus Angst vor den Russen, denn die Kartätschen wären unbedingt aufs russische Ufer hinübergeprasselt. Der Grenzkommandeur hatte in seinen vierzig Dienstjahren noch nie Kugeln pfeifen gehört, doch jetzt gab das Schicksal Gelegenheit: einige summten ihm an den Ohren vorbei. Das alte Männchen war schrecklich wütend und schimpfte deswegen den Major durch, dem die Grenzstation unterstellt war. Dieser wußte sich nicht anders zu helfen, lief zum Fluß, wo bereits die türkischen Einzelreiter courbettierten, und drohte ihnen mit dem Zeigefinger. Die Reiter sahen das, machten kehrt und galoppierten fort — und mit ihnen auch das ganze türkische Heer.

Am nächsten Tage jedoch attackierten die Türken. Aus Angst vor Grenzverletzung, ganz gegen ihre Gewohnheit allein mit der kalten Waffe. Es war ein schauerliches Schlachten mit Jatagans. Endlich durften sich die Hetairisten, mit Erlaubnis der russischen Regierung über den Pruth und hinter die Grenzwache flüchten. Kantagoni und Safianos blieben als die letzten auf dem türkischen Ufer. Kirdjali, am Tage vorher verwundet, lag bereits in der Grenzstation. Kantagoni, der ungeheuer dick war, bekam eine Pike in den Leib. Mit einer Hand hob er den Säbel, mit der anderen griff er nach der Pike, stach sie tiefer in sich hinein, um so an seinen Gegner heranzukommen, und stürzte, mit ihm zugleich sterbend, nieder.

Alles war zu Ende. Die Türken blieben Sieger. Die Moldau war geräumt Die letzten Reste der Arnauten zerstreuten sich über Beßarabien. Man konnte sie ständig in den Kaffeehäusern sitzen sehen mit ihren langen Tschibuks, wie sie den Kaffee aus den winzigen Täßchen schlürften.

Der Pascha von Jassy verlangte auf Grund der Verträge die Auslieferung des Räubers. Die Polizei fing ihn in Kischinewa, als er in der Dämmerung mit sieben Kameraden nachtmahlte.

Ein junger Beamter hat mir seine Abreise beschrieben.

Vor dem Gefängnis hielt eine Caruzza — ein niedriges geflochtenes Wägelchen, an das man acht kleine Pferdchen gespannt hatte. Jungfrauen, nachlässig gekleidet und mit schlapfenden Pantoffeln, Arnauten in zerlumpter, malerischer Tracht, schöne Moldauerinnen mit schwarzäugigen Kindern auf dem Arm — alles umstand die Caruzza. Die Männer hüteten ein Schweigen, die Frauen schienen fieberhaft irgendetwas zu erwarten.

Das Tor tat sich auf, und einige Polizeioffiziere schritten auf die Straße; hinter ihnen führten zwei Soldaten den eisengefesselten Kirdjali.

Er schien dreißig Jahre alt. Die Züge seines braunen Gesichts waren regelmäßig und finster. Er war hoch von Wuchs, breitschultrig und überhaupt von ungewöhnlicher körperlicher Kraft. Ein bunter Turban saß schief auf seinem Kopf, ein breiter Gürtel umschlang die schmalen Hüften; ein Dolman von grobem blauen Tuch, ein gebauschtes Hemd und schöne Pantoffeln machten den übrigen Anzug aus. Sein Aussehen war stolz und ruhig.

Einer der Beamten, ein rotkratziges altes Männchen in verschossener Uniform, an der drei Köpfe baumelten, sattelte seinen bläulichen Höcker, Nase genannt, mit einer riesigen Zinnbrille, entfaltete ein Papier und begann krächzend in moldauischer Sprache zu lesen. Von Zeit zu Zeit blickte er verächtlich auf den gefesselten Kirdjali, auf welchen sich anscheinend das Papier bezog. Kirdjali hörte ihm aufmerksam zu. Der Beamte hatte jetzt sein Vorlesen beendet, faltete das Papier zusammen, schrie wütend das Volk an, daß es auseinandergehen solle, und befahl nun, die Caruzza vorzuführen. Da wandte sich Kirdjali an ihn und sagte ihm einige Worte auf Moldauisch; seine Stimme zitterte, sein Gesicht hatte sich verändert; er brach in Tränen aus und wälzte sich im Staub vor den Füßen des alten Männchens, wobei seine Ketten erklirrten. Der Beamte fuhr ängstlich zurück, die Soldaten wollten Kirdjali hochreißen, doch er sprang allein auf, nahm seine Ketten zusammen, stieg in die Caruzza und schrie: Gai-daaa! Ein Gendarm setzte sich neben ihn; der moldauische Bauer knallte mit der Peitsche, und die Caruzza rollte weg.

„Was hat Ihnen Kirdjali gesagt?“ fragte der junge Beamte das alte Männchen.

„Er hat, sehen Sie, mich da um etwas gebeten,“ versetzte ihm grinsend der Polizeibeamte: „Daß ich mich um seine Frau und sein kleines Kind kümmern solle, die in einem bulgarischen Dorf, nicht weit von Kila, wohnen: er fürchtet, daß sie seinetwegen zu leiden haben werden. Ein dummes Pack, das.

Die Erzählung des jungen Beamten hatte mich lebhaft berührt. Mir tat der arme Kirdjali leid. — Lange habe ich von ihm nichts gehört. Einige Jahre darauf traf ich den jungen Beamten. Wir sprachen von früher.

„Und was macht Ihr Freund Kirdjali?“ fragte ich: „Wissen Sie nicht, wie es ihm ergangen ist?

„Wie soll man das nicht wissen,“ sagte er und erzählte mir folgendes:

Kirdjali wurde nach Jassy vor den Pascha gebracht, der ihn zum Tode durch den Pfahl verurteilte. Die Hinrichtung wurde auf irgendeinen Feiertag verschoben. Vorläufig sperrte man ihn ins Gefängnis.

Ihn bewachten sieben Türken (einfache Leute und im Innersten ebensolche Räuber wie auch Kirdjali); sie schätzten ihn hoch und lauschten mit echt orientalischer Gier seinen wunderbaren Erzählungen.

Der Gefangene und die Wächter waren bald nah miteinander bekannt. Eines Tages sprach Kirdjali zu ihnen: „Brüder! meine Stunde ist nah. Niemand entrinnt seinem Schicksal. Bald werde ich von euch scheiden. Ich möchte euch gerne etwas zum Andenken hinterlassen.

Die Türken spitzten die Ohren.

„Brüder,“ fuhr Kirdjali fort: „Vor drei Jahren, als ich mit dem verstorbenen Michalaki räuberte, haben wir in der Steppe, nicht weit von Jassy, einen Kessel mit Dukaten vergraben. Ich sehe jetzt, daß ich diesen Schatz nie mehr besitzen kann. Also gut, es sei: nehmt ihn euch und teilt ihn brüderlich.“

Die Türken wurde fast verrückt vor Freude. Sie beratschlagten, wie man die geheime Stelle ermitteln könne. Sie stritten hin und her und beschlossen endlich, daß Kirdjali selbst sie hinführen solle.

Es kam die Nacht. Die Türken ketteten Kirdjalis Füße los, banden seine Hände mit einer Schnur zusammen und wanderten mit ihm aus der Stadt hinaus in die Steppe.

Kirdjali führte sie und hielt sich, von Hügel zu Hügel, in gerader Richtung. Sie wanderten lange. Endlich machte Kirdjali bei einem großen Steine halt, stampfte mit dem Fuß auf und sagte: „Hier.“

Die Türken machten sich ans Werk. Vier zogen ihre Jatagans und begannen die Erde aufzuhacken. Drei blieben als Wache. Kirdjali setzte sich auf den Stein und sah ihrer Arbeit zu.

„Nun, dauert's noch lange?“ fragte er. „Seid Ihr nicht schon draufgestoßen?

„Nein, noch nicht,“ sagten die Türken und arbeiteten, daß ihnen der Schweiß herunterfloß.

Kirdjali begann ungeduldig zu werden.

„Ist das ein Volk,“ sprach er. „Nicht einmal Erde graben können sie vernünftig. Bei mir wäre die Sache schon längst, in zwei Minuten erledigt. Kinder, macht die Hände frei, gebt mir einen Jatagan.

Die Türken dachten nach und begannen zu beratschlagen. „Was kann dabei sein? (flüsterten sie) binden wir ihm die Hände los und geben wir ihm einen Jatagan. Das ist doch nichts: er ist allein, und wir sind sieben. „Und sie banden ihm die Hände los und gaben ihm einen Jatagan.

Endlich! Kirdjali war frei und mit einer Waffe in der Hand. Was er wohl gefühlt haben mag! . . . Er begann eifrig zu graben, die Wächter halfen ihm . . . Plötzlich fuhr er einem von ihnen mit dem Jatagan mitten ins Herz, ließ das Messer in der Brust stecken und riß ihm aus dem Gürtel die zwei Pistolen.

Als die übrigen sechs den Kirdjali mit zwei Pistolen in der Hand erblickten, stoben sie auseinander.

Kirdjali räubert jetzt in der Gegend von Jassy. Neulich schrieb er an den Gospodar und verlangte von ihm fünftausend Lewas; im Falle einer Säumigkeit der Zahlung drohte er Jassy anzuzünden und sich bis an den Gospodaren selbst heranzuarbeiten. Die fünftausend Lewas wurden ihm prompt zugestellt.

Wie gefällt euch Kirdjali?

(Aus Puschkins nachgelassenen Papieren übersetzt und bearbeitet von Sigismund v. Radecki.)

---

## Umzug.

Von Hans Siemsen.

Was ist denn los? — Ach, Umzugszeit! Ich weiß.

Abends zwischen sieben und acht. Durch die, früher, ach, so stille, vornehme Tiergartenstraße sausen, hupen, brüllen die Theaterautos, endlose Reihe. Lärm, Gestank und Aufregung. — Mitten zwischen den rasenden Autos, fünfzigmal in jeder Minute überholt, zieht ein sonderbares Gefährt dahin. Kein Auto. Nicht mal eine Pferdedroschke. Ein großer Handwagen, von Menschen gezogen: zwei junge Leute bilden das Gespann.

Umzug! Allerlei Hausgerät ist bis hart über die Seitenwände des kleinen Wagens aufgetürmt. Eine eiserne Feldbettstelle, Stühle, ein Tisch, ein Strohsack und ein Kleiderkoffer, ein lila-seidener Lampenschirm, eine Waschschüssel, ein Bilderrahmen, — kurz: was der Mensch zum Leben so braucht, — mit Stricken festgeschnürt, damit es nicht fällt. Und zu oberst auf diesem Berg von Hausgerät, eingeklemmt zwischen Bett und Tisch, hockt ein kleines Menschenwesen, ein kleines Mädchen. Kaum zu erkennen, so fest ist sie eingewickelt in ein großes, graues Tuch. Von den Füßen bis über den Kopf hinauf hat man sie eingemummelt, es ist ja auch kalt des Abends. Nur ein kleines, blasses Kindergesicht ist in einer Falte des großen, grauen Tuches zu entdecken. — Sieh mal an? Sie schläft! Mitten im Lärm und Gehetze der Abendautos thront sie da auf ihrem zerbrechlichen Gerümpelthron. Das Licht der Bogenlampen und die Scheinwerfer der Autos huschen über ihr blasses Schlafgesicht.

Die beiden jungen Leute halten an. Sie wollen sich verschnaufen. „Lisbeth!“ ruft der eine zu der kleinen Schläferin hinauf. — Keine Antwort. „Lisbeth!“ — „Du, ick gloobe, die schläft!“ — „Laß se doch schlafen!“ — „Wenn se man nich runterfällt? — Ick gloobe, et is besser, wir wecken ihr uff?“ — „Ach laß ihr doch schlafen! Ick zieh alleene. Denn kannst du nebenher jehen und paßt uff ihr uff!“ — „Und nun zieht der eine allein den schweren Wagen, und der andere geht nebenher, hält mit hochgerecktem Arm die kleine Schläferin in ihrem Tuche fest und paßt „uff ihr uff“.

## Teufeleien am Telephon.

Wir alle kennen das Gefühl, wenn wir ans Telephon gerufen werden und eine falsche Verbindung uns gefoppt hat. Wir fühlen uns gestört, belästigt. Das steigert sich, wenn die Telephonglocke uns nachts im Schlaf stört und uns vielleicht sogar aus dem Bett holt. Wir sind nicht allzu gut zu sprechen au fden Störenfried, der meist ohne seine Schuld mit unserm Leitungsdraht in Verbindung gekommen ist. Es gibt aber auch Leute, die das Telephon als eine Einrichtung ansehen, ihre Lust zu Clownspäßen, manchmal recht gröblicher Natur, zu benutzen. Verhältnismäßig harmlos ist noch der Streich eines Tertianers, der einen Mann namens Zietz anläutete. Als dieser sich meldete: „Hier Zietz!“, schrie der Tertianer: „Machen Sie die Klappe zu!“ — Schlimmer war, daß er den wohlgelungenen Streich seinen Mitschülern erzählte, und nun einer nach dem andern den unglücklichen Herrn Zietz antelephonierte, um ihm zu raten: „Machen Sie die Klappe zu!“

Ein anderer Scherz, der vor einiger Zeit in Berlin im Schwange war, war der folgende. Bei Geschäftsleuten, von denen man wußte, daß sie noch nicht im Bureau waren, wurde antelephoniert und Bescheid für den Geschäftsinhaber hinterlassen: Amt Lützow Nr. 3561 anzurufen und nach Herrn Fisch zu fragen. Tat der Betreffende das, so meldete sich — das Aquarium.

Peinlicher war schon der Einfall einiger Spaßmacher, Geschäftsleute in ihrem Bureau anzuklingeln und ihnen zu melden, daß bei ihnen zu Hause Feuer ausgebrochen sei, worauf die Betroffenen natürlich alles stehen und liegen ließen und nach Hause eilten, wo ihr einziger Trost war, daß alles sich in bester Ordnung befand.

Vor einigen Tagen hörte man von einem Junggesellen, der in Zurückgezogenheit und Einsamkeit seinen Geburtstag beging. Plötzlich begann sich seine Korridorklingel in Bewegung zu setzen, und es wurden die mannigfaltigsten Geburtstagsgeschenke für ihn abgegeben: Damenkleider, Damenhüte, Toilettengegenstände und endlich sogar — ein Kinderwagen. Allen Sendungen war eine Rechnung beigefügt. Empört wandte er sich an die betreffenden Geschäfte und hörte, daß alle diese „Geschenke“, die er gar nicht brauchen konnte, telephonisch für ihn bestellt worden seien.

Ein besonderer Streich wurde einem Stadtoberhaupt gespielt das wegen seiner Alkoholfeindlichkeit bekannt war. Eines Tages wurden die angesehensten Bürger der Stadt antelephoniert und aufgefordert, sich am nächsten Mittag zum Frühstück bei dem Bürgermeister einzufinden. „Es soll keinen Wein geben, aber der Herr Bürgermeister stellt Ihnen frei, sich so viel Wein mitzubringen, wie sie trinken möchten.“ Die Folge war natürlich, daß die Bürger sich mit zwei, drei Flaschen Wein ausrüsteten und sich zur angegebenen Stunde bei dem Bürgermeister einfanden, wo allerdings kein Frühstück ihrer wartete, wohl aber ein maßlos erstauntes und mißbilligendes Gesicht des Bürgermeisters beim Anblick ihrer Weinvorräte.

Dieser Scherz, daß einer Familie durch einen Unbefugten Gäste zu Festen ins Haus geladen werden, kommt viel öfter vor als man glaubt. Nichtsahnend sitzt die Familie beim Abendbrot, — da klingelt es draußen, und vor dem erstaunten dienstbaren Geist steht eine Gruppe von Leuten im Maskenkostüm. Sie waren telephonisch zum Maskenfest geladen worden und hatten gleich am Telephon zugesagt.

Die Zahl der Dinge und Menschen, die einem andern ohne seinen Willen auf den Hals gehetzt werden, ist unendlich. Es gibt fast nichts, womit man dem andern nicht einen Schabernack spielen kann. So etwas mag als Aprilscherz hingehen, besonders wenn der Betreffende, den man sich als Gegenstand seines Uebermuts ausgesucht hat, keinen Schaden davon hat, sondern leichten Herzens ebenso fröhlich darüber lachen kann, wie der Anstifter selbst. Anderen Menschen aber Unannehmlichkeiten und Schaden zuzufügen, ist höchst geschmacklos.

Ein Einschreiten gegen diese Telephonteufel ist deshalb unmöglich, weil die Klügeren unter ihnen stets die Telephonautomaten benutzen, bei denen die Benutzer ja nicht kontrollierbar sind und daher wirklich anonym bleiben.

## Die Basken.

Dieser Volksstamm, der am Fuße der Pyrenäen lebt, eingekeilt zwischen Franzosen und Spaniern, ohne einer dieser Rassen anzugehören, ist augenblicklich — man weiß nicht wie — Mode geworden. Jedes Kind trägt seine „Baskenmütze“, alle Leute unterhalten sich über die Basken. Wie mag das gekommen sein? Noch vor ein paar Monaten dachte kaum jemand daran, daß dieser Volksstamm überhaupt existiert.

Vor wenigen Tagen ist nun in London eine Ausstellung baskischer Kunst eröffnet worden, auf der Kunsterzeugnisse, Möbel und Kleider gezeigt und zugleich allerlei baskische Volksbräuche vorgeführt werden. Da sind Ballspieler (Pelotaris) aus Labourde, Sänger aus Basse-Navarre, Tänzer aus Soule und aus den vier großen baskischen Provinzen Spaniens. Die südlichste Strecke der französischen Küste am Atlantischen Ozean mit Biarritz, und auf spanischer Seite San Sebastian lockt alljährlich viele Reisende an, die ein immer wachsendes Interesse an Europas ältestem Volksstamm, denn das sind die Basken, genommen haben. Der Schriftsteller Henry Moritz hat durch Vorträge die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf das Land der Basken gelenkt.

Als Hauptanziehungspunkt der Londoner Ausstellung sind die Arbeiten des baskischen Malers Ramiro Arrué anzusehen, der als „Maler der Basken“ berühmt ist. Er wohnt in Ciboure, einer schönen alten Stadt am Meer und malt hier in seinem kleinen Hause seine eigenartigen Bilder, die von Puvis de Chavannes und Gauguin beeinflußt sind. Eins seiner bedeutendsten Bilder ist der „Fandango“, der nicht den Vorstellungen entspricht, die man sich gewöhnlich von diesem Tanz macht. Der Fandango war bei den Kelten ursprünglich ein religiöser Tanz und hat sich in Nordspanien dann später zu dem berühmten Schwerttanz entwickelt. Auf Arrués Bilde ist an dem ernsten Gesichtsausdruck der Zuschauer zu sehen, daß sie den Fandango noch heute als mystische Zeremonie auffassen, während doch zugleich auch die Jugend ihre Freude daran hat. Der Harmonikaspieler wirkt wie eine Verkörperung des guten alten Pan, der noch lebte, als dieser Tanz entstand. Die Basken, die die Tradition hochhalten, haben durch Volksfeste und Gottesdienst ihr religiöses Gefühl zu bewahren verstanden. Der Glaube ist in seiner ursprünglichen Kraft fast tausend Jahre erhalten geblieben.

Arrués andere Bilder zeigen verschiedene Motive aus dem Alltagsleben seines Volkes; wir sehen die Bauern hinter dem Pfluge, der von Ochsen gezogen wird, deren Kopf durch ein Schaffell vor der Sonne geschützt wird wir sehen Burschen und Mädchen bei der Erntearbeit, sehen Frauen ihre Wäsche im Bergbach waschen, sehen die alten Basken mit den hageren, glattrasierten Gesichtern vor der Kirche zusammentreffen und die Begebenheiten des Tages besprechen. Voll Ruhe und Harmonie sind alle diese Bilder, von einer sanften, schwermütigen Stimmung, die über dieser üppig grünen Landschaft, diesen gerundeten Bergen, den Kirchen mit den viereckigen Türmen, die in der Regel keine Spitze haben, und den Häusern mit den breiten weißen Giebeln liegt, die so natürlich wie die Bäume selbst aus dem Boden gewachsen zu sein scheinen

Besonders fesselnd ist die Provinz Spule oben in den Pyrenäen, die so schwer zugänglich ist. Hier zeigt eines der Bilder Arrués einen Tänzer, während man in einer Ecke des Bildes eine der für Soule charakteristischen Kirchen mit drei Türmen sieht und in der andern der Musikant die Hirtenflöte bläst und gleichzeitig das Tamburin schlägt.

Arrués Werke geben die Stimmung des Baskenlandes so echt wieder, wie nur ein Baske sie empfinden kann. Hier ist ein Maler, der diese ernsten Berge, diese uralten, geheimnisvollen Volksbräuche wirklich kennt und dessen Seele von dem gleichen Stoff ist, der den Grundzug seines Volkes bildet. Man hat Arrué mit dem frühen chinesischen Maler Li-Long-Men vergleichen, der sich von der Welt zurückzog und als Einsiedler in den Bergen lebte, und wer Arrué kennt, versichert, daß wirklich etwas von der orientalischen Ruhe und Ausgeglichenheit in seinem Wesen ist. Um die Stimmung nicht nur seiner Bilder, sondern auch des Baskenlandes überhaupt wiederzugeben, wird der Ausspruch des Tao-Te-King angezogen: „Man war eingenommen von der Nahrung, die man bekam, stolz auf die Kleider, die man trug, zufrieden mit den Wohnungen, die man hatte, glücklich über die eigene Lebensführung. Die Bewohner zweier Dörfer, die einander so nahe liegen, daß man hinübersehen kann, hören die Hähne des andern Dorfes krähen und die Hunde des andern Dorfes bellen, werden alt und sterben ohne sich jemals besucht zu haben.“

So sind die Basken. Und die Menschen unseres Jahrhunderts stehen still und staunen. So ihr nicht werdet wie sie . . .

## Allerlei Wissen.

**Man gewöhnt sich an Krankheiten.** Der französische Arzt Dr. Laumonier glaubt, daß allmählich der menschliche Organismus gegenüber den Infektionskrankheiten immun wird. Schon heute befallen uns die Krankheiten in wechselnder Stärke; im allgemeinen treten sie weniger heftig auf. Vielleicht ist das ein Vorläufer für deren völliges Verschwinden, dank der Tatsache, daß wir uns an sie gewöhnt haben, wie wir uns an viele Krankheitskeime gewöhnt haben, die uns nicht mehr antun können.

**Die Bedeutung des höheren Blutdrucks.** Der englische Biologe Dr. Haldane äußerte in einem Kreise von Biologen seine Ansicht dahin, daß höherer Blutdruck wohl irgendein Organ des menschlichen Körpers eher „ausbrenne“ als niederer Blutdruck, und so das Leben kürze. Er glaubt aber, daß Personen mit höherem Blutdruck wertvollere Arbeit verrichten in dieser kurzen Lebenszeit, als Menschen mit normalen Blutdruck.

## Fröhliche Ecke.

**Der Eingebildete.** „Ich heirate nicht, und wenn der schönste Mann der Welt mich darum bäte.“

„Hach, Fräulein, wie schade, gerade wollte ich um Ihre Hand anhalten.“

**Die Dame im Flugzeug.** Eine bekannte Fliegerin wird gefragt, ob sie gar keine Angst habe, mit dem als Don Juan bekannten Piloten M. allein in die Luft zu fliegen.

„Oh, nicht im geringsten,“ erwiderte sie lachend. „Sowie er mir zu nahe treten sollte, laß ich mich sofort im Fallschirm runter.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.